

nützlichen, ist immer das Hauptproblem aller drahtlosen Fernübertragung das geblieben, das sich in der physikalischen Sprache für den Laien recht schwierig anhört: die Benennung ungedämpfter fast gedämpfter elektrischer Wellen. Funkentelegraphie nennt man die drahtlose Telegraphie überhaupt, weil ein Funke, der dadurch entsteht, daß der elektrische Strom in einer Röhre des Stromkreises den trennenden Luftraum sozusagen überbringt, muß, in der dem Stromfeld benachbarten Antenne (einer an sich stromlosen und nicht mit dem Stromfeld verbundenen Leitung von der Erde in der Ferne) sogenannte Induktionsströme erzeugt, von denen die einzelnen Stöße zum Teil den tauschendsten Teil einer Sekunde dauern, rasend schnell, dabei in jedesmal entgegengesetzter Richtung aufeinander folgen und infolgedessen gleiche Schwingungen des die Antenne umgebenden Leiters hervorzurufen, die sich dann kugelförmig nach allen Richtungen als eben die hergehenden Wellen fortplanten. Der erzeugende Funke aber ist nun nicht ein einmaliger Stromübergang durch die Luft, sondern ein ebenfalls rasend schnell vor sich gehendes Schwingen der Atome, die die Elektrizität gewissermaßen hinübertragen von einem Ende der Stromleitung zum anderen. Wie schon diese Erscheinung nur als Funken, weil ihrer Auge ohne Hilfsmittel keine Notationsmöglichkeit nicht fähig ist, diesen wahrgenommen geschwinden Schwingungen zu folgen. Je größer die Höhe im Stromkreis ist, um so größer ist auch der bei Elektrizität gebotene Widerstand durch die eingeschaltete Luftschlämme, um so schneller werden die geschäftigten Schwingungen verlangt und schließlich abgebremst, um so schwächer und weniger kurz fallen in der Antenne die Induktionsströme aus, und endlich — um so weniger werden die hergehenden Wellen wirksam und weitreichend. Kurz, durch die Entfernung der beiden Leitungen des ursprünglichen Stromkreises von einander werden die elektrischen Wellenwellen gedämpft.

Kürzer als ein Jahrzehnt haben die Physiker die genialen Apparate und Versuchsanordnungen erdacht und zuerst die Familienkreise auf ein Minimum zurückgeführt, dann überhaupt andere elektrische Erscheinungen als gerade den Funken als Erzeuger der hergehenden Wellen benutzt, um mit ungedämpften Wellen arbeiten zu können. Man unendlichen Höhen, nach ungedämpften Höhen hin erstlich auf des Ziel erreicht werden. Will man sich der Tragweite des unterirdischen welligen gedämpften und ungedämpften Wellen bemächtigen, so dient folgendes Bild. Inwieweit es sich nicht um herkömmliche Hochspannung handelt, ein kleiner Brand, der Feuerherd nicht aus und gibt aus ihnen Schlägen gewaltige Wasserströme, die jedoch nur mit Unterbrechungen wirken: in jeder Sekunde kommt nur einmal sichtbar schnell aus jedem einzelnen Rohr ein armbildender Strahl. Das wäre das Beispiel für die gedämpften Wellen: es dürfte schwer halten, das Feuerherd zu werden. Ungedämpfte Wellen aber würden in diesem Beispiel die ununterbrochen gegen das tobende Element geschleuderten armbildenden Wasserstrahlen bedeuten.

Nachdem man sich nun endlich die ungedämpften elektrischen Wellen dienstbar gemacht hatte, war einerseits über das Gebiet der drahtlosen Telegraphie hinaus die drahtlose Telephonie möglich geworden und war wiederum gerade dieser durch die zu hohe Arbeitsleistung der ungedämpften Wellen ein neues und legitimes Hindernis gesetzt. Folgt man nämlich die Schwingungen des durch die Antenne erzeugten Meeres so schnell aufeinander, daß ihre Frequenz (Schlägheit) derjenigen der menschlichen Stimme entspricht, so konnte auch durch sie ein Hören eines Fernbesprechers zur Überbrückung jedes Tones und jedes Klanges, also auch der menschlichen Stimme, erzeugt werden. Aber — die Frequenz der ungedämpften hergehenden Wellen war um ein Vielfaches größer als die Induktionsstromfrequenz in der Telephon-Drahtleitung, während die Frequenz der gedämpften Wellen bei weitem zu gering gewesen war. Jetzt hatte man es mit einer Frequenz zu tun, die bis zu 100 000 Schwingungen in einer Sekunde ging. Auch dadurch wurden in einem Hören Däne erzeugt, doch lagen sie weit über der Wahrnehmungsgrenze des menschlichen Ohrs. Man erinnere sich der Dampfpest: häufig hört man ihren Ton schnell ganz hoch werden, dann plötzlich ist dieser Ton wie mit einem Neudampf abgedämpft, während man noch lange weiter den weißen Dampf der Peste passieren sieht; dann folgen die Schallwellen so schnell aufeinander, wird der Ton zu hoch, als daß das menschliche Ohr ihn noch für sich einwirkend fähig wäre.

Dem Uebelstande aber, daß man durch die überaus hohe Frequenz der Wellenwellen jetzt weit mehr hatte, als man gebrauchen konnte, daß man durch eine großartige

Verminderung der in der Dynamik als Zuerstfrequenz bestimmten Frequenz ab und gestaltete dadurch endgültig den Traum von drahtlosen Telephonie zum Wirklichen. Zuerstfrequenz ist ursprünglich ein Eigenchaftswort und meint das Höre, oder besser das Hörvermögen. Im Wasser gehen zwei durch zwei an verschiedenen Orten hingeworfene Steine entstandene Wellenlinie ineinander über, sie setzen sich zusammen, und an jedem Ort, an dem die Fortpflanzung beider Wellenlinie gleichzeitig sich vollzieht, führen die Wellenlinien Schwingungen aus, die je nachdem, ob Wellental mit Tal, Berg mit Berg oder aber Berg mit Tal zusammentrifft, gleich der Summe oder gleich der Differenz der von den einzelnen Wellen erzeugten Schwingungen sein werden. Es entstehen zusammengelegte Schwingungen, deren Frequenz an einem Orte, an dem die beiden Herpflanzungsrichtungen der beiden Wellen eine gerade Linie miteinander bilden, jedoch einander entgegengesetzt sind, gleich der Differenz der von den Wellen an diesem Orte je einzeln bewirkten Frequenzen ist. Entsprechend diesem Vorgang hat man von der Empfangsstation ebenso wie von der Sendestation des funktentelephonischen Verkehrs gleichzeitig einander entgegengesetzte Wellenwellen von hoher Frequenz angeht, jedoch so, daß von der Sendestation in der Sekunde 100 000 Schwingungen, von der Empfangsstation aber in dem gleichen Zeitraum nur 99 000 ausgehen. Dadurch entsteht vor der Empfangsstation eine zusammengelegte Welle, die nur eine Frequenz von 1000 Schwingungen aufweist. Die aber ist vorzüglich geeignet, von der Höreremmen als Ton weitergegeben zu werden. So passieren also die von Anfang an zusammengelegten Schwingungen, die den Klang der menschlichen Sprache, ihrer Worte und Töne ausmachen, und die an der Sendestation vom Mikrofon in den ursprünglichsten erregenden Stromkreis als elektrische Schwingungen kopiert werden, vor der Empfangsstation sozusagen durch ein Sieb, das sie wesensgleich läßt und nur verlangsamt, bis sie auf eine dem Ohr vernünftliche Tonhöhe herabgesunken sind.

Ein seit unbestimmten Zeiten schon geahnter Traum, ein seit zwei Jahrzehnten wissenschaftlich angestrebtes Ziel, eine Telephonie im wahren Sinne des Wortes ist verwirklicht. Nicht durch schwarze Magie und nicht auf mystischen Wege, sondern allein dank der gediegensten, unermüdlichen Gedächtnis- und Laboratoriumsarbeit von Männern, auf die die Menschheit ein Recht hat, hoch zu sein. Sie aber selbst werden ihren Weltfriede bald noch höher lenken können, denn jeder Gedankenanstrenger der in weitesten Fernen voneinander an gleicher Aufgabe Schaffenden wird im Augenblick und leicht gewährt durch das rasch über Kontinente und Ozeane hinweg hergestellte Radio-Telephonat.

Literatur.

Die Sozialetheorie in Theorie und Praxis heißt das jüngste Heft der Süddeutschen Monatshefte. Der theoretische Teil ist eine farbige Darstellung der sozialisierenden Lehren in ihren verschiedenen Richtungen von Heineke bis zu Sozialisten, bargeht durch Dr. Franz Sauer, Professor an der Universität in Erlangen. Die praktischen Ergebnisse der Sozialetheorie seit der Revolution, insbesondere das Sozialismus, ist der hiesigen Verfassung der praktischen Durchführung des Sozialismus werden besprochen in einer Reihe von Aufsätzen des Direktors am Statistischen Landesamt in Stuttgart, Professor Dr. Hermann J. Loß. Über Sozialdemokratie und Landwirkschaft schreibt Dr. Sebastian Schinlauer, Direktor der Landwirtschaftlichen Zentralgenossenschaft in Regensburg u. a.

Die „Hochschule“ Blätter für akademisches Leben und studentische Arbeit. Herausgeber: Axel Gustav Jäger, Dr. Werner Wahrholz u. Dr. Hans Koefler. Verlag Hans Robert Engelmann, Berlin W 15.

Ein Bild in die letzten Nummern der Zeitschrift, deren gefälliges Aeußere in seiner Schlichtheit, aber vornehmsten Wert schon für sich einnimmt, läßt es deutlich werden, daß mit der „Hochschule“ ein neuer Zeitschriftenapparat entstanden ist, der für alle Jungen und der Jugend freudigen Menschen in allen weltanschaulichen und politischen Lagern bestimmt ist.

Zu beziehen durch die Goethe-Buchhandlung Halle, S. Nr. Ulrichstr. 88. Fernruf 4520.

Unterhaltungsbeilage

der „Saale-Zeitung“

Nr. 54

Dienstag, den 2. März

1920

Eva, wo bist du?

Roman von Fedor von Zobellik.

(15. Fortsetzung.)

Damit war es aus. Ein schloh den Brief Gehrtels in ihren Schrank und beantwortete ihn gar nicht. Sie erhielt nun Kontraktunterricht bei dem Farrer des Dorfes. Das Dorf Falkenberg lag eine halbe Stunde vom Schlosse entfernt. Ein sehr gewöhnlich in einem kleinen Rothwagen nach dem Pastorhause; nur der Vater war zu durchqueren. Jumeil teilte der Weg auch zu Fuß zurück. Das war ihr am liebsten. Sie hatte Zeiten gegeben, in denen sie körperlich gehörig faul war. Jetzt lehrte sie sich nach physischer Ausarbeitung. Sie konnte grandios wie toll die Wege hinabfahren, bis das stark kloppende Herz ihr Einhalt gebot und sie sich erschöpft in das Gras setzen mußte. Ihre gelinde Gesichtsfarbe wich. Sie wußte sehr stark, hatte Herr von Koser gelegentlich zu der Baronin gekauert.

Eines Tages schritt ein großer Mann in langen Lutheroden, dem Kasket aber dem Arm, die Hüften aufgestreift, das breite Gesicht schwarzhaarig, durch den Park nach dem Schlosse. Der Herr Pastor Wittenzeller wußte den Herrn Baron zu sprechen und wurde auch sofort zu ihm geführt. Da gab es denn eine längere und inhaltreiche Unterredung. Der Pastor war kein Cleriker, aber doch einer, der das Wort Gottes nicht beugen ließ. Er erklärte: in der Baronin Elvira von Koser fehlte ein Welt, der göttlicher Gehörg, so sie auf dem Apostolismus sich gründen, direkt widerstand. Dies kleine Fräulein, die fundamentalen Begriffe des katholischen Realismus einzunehmen, ist schier unmöglich. Nicht ihre Fragen lösten; jumeil ja, doch fragen man, was da Zweifel hegt. Aber in dem Kinde ist alles Zweifel. Und diese Zweifel liegen nicht an der Oberfläche, sie haben ihre Wurzeln tief hinein in die Seele verlegt. Sie herrschen.

Der Pastor sprach weiter. Er hatte das heilige Feuer seiner Ueberzeugung gehärt und alle Nacht seines starken Werts an Elvira verschwendet. Aber er spürte: sie hörte zu, doch der Samen, den er streute, wollte nicht aufgehen. Und Umgang widerstrebe ihm. Wer kann auch eine Seele zwingen, und sei es selbst die eines Kindes?

Der Pastor schloß: „Und nun frage ich Sie, Herr Baron, frage als Ihr Freund und als ein Herr der Seelen: wer hat das Verdrehen begangen und hat dem Kinde den Glauben geraubt?“

Koser kannte den Mann. Der schon jumeil aber das Ziel, er bemerkte, wenn es in seinem Herzen laut wurde. Koser lenkte also ein: Elvira sei ein eigenartiges Mädchen und habe einen Kopf für sich; vielleicht, daß sie sich aber rechtliche Fragen schon über Gedanken machte. Dann lächel er. „Pastorchen, als ich zwölfjährig war, dachte ich auch mein Eigenes über das Willen von Himmel und Hölle.“

Da fuhr Wittenzeller erpor. Was Himmel, was Hölle er wäre verständlich genug, von einem Menschen der Zeit nicht den Glauben des Mittelalters zu fordern. Um die Grundlagen christlicher Lehre handelte es sich bei Elvira — bei jenen von ihrer Hand erschütterten Worten! „Und ich weiß auch, von wem!“ rief er. „Ein unbeachtetes Wort Elvira hat mir's verraten — eine Anrede nur, aber ich hab's verstanden. Wollen Sie hören, wie die Begrüßterin war, die Herzförmigkeit, die heidnische Aerkter, das Bausweib? Fräulein von Wittowska!“ — Er jog mit der großen Faust

etwas unklaren Strich durch die Luft. „Kein andres!“ fürte er; „nur Sie — Sie!“

Herr von Koser wurde sehr blaß. Er bat den Pastor, noch bleiben zu wollen; er wollte Näheres erfahren. Es war eine alte Feindschaft zwischen Wittenzeller und des Wittowska. Ihr Vater war als Anarchist auch Wittenzeller gewesen; sie selbst war evangelisch gekauft worden. Aber in des Pastors Augen war sie noch immer eine „heimliche Katholische“, manchmal auch eine „Agentin der Jesuiten“. Wittenzeller hatte viel Phantasie. Er konnte die Volent in der Gesamtheit nicht leiden; er dachte schon bei dem Namen Polen an allerhand Vergehörungen. Die Wittowska aber war ihm insonderheit gruslich; sie hatte immer so ein gewisses spöttliches Lächeln um den Mund, wenn sie ihn sah. Wittenzeller blieb länger als ein Stunde im Schlosse. Dann schloß er heftig die elektrische Klingel, die den Kammerdiener in Koser's Arbeitszimmer besahl. Der Herr Baron wußte den Fräulein von Wittowska auf der Stelle zu sprechen.

Das war eine längere Unterredung als die vorher. Zwei Stunden sich gegenüber, die sich lange zimmten. Aber es war nicht mehr wie in dem versteinerten Lumpen im Schlosse zu Drehsdorf, das sich nur durch eine Kalligraphie erreichten ließ, die ihm Unterbrecher er nannte. Die Zeiten waren vorbei, und aber den Mann war die Einsicht seiner Schand gekommen; ein höherer Gehirne, daß er wieder den Namen gebauget und nicht der armen See geschiedt hatte, die man unter seinen Augen verard: die Mut des Unterlegens. Wie Funken fliegen die Anlagen herüber und hinüber. An eine Verteiligung dachte die Wittowska nicht. Kein Wort der Verteiligung. Aber Worte genug, die den andern alle glühende Pfeile treffen sollten — und auch trafen. Einmal hatte Koser häufig die Tür zum Korridor aufgeschlossen und hinausgeschaut, ob niemand lauge. Hier war es die Mauern milder stark als in Drehsdorf, und es gab ein Zimmer, das weder Eingang noch Ausgang zu haben schien. Aber es war kein Mensch draußen, und sein laut vernichtbar in dem langen Korridor als das sanftere, ruhige Lid der großen Standuhr.

Dermitten sah Elvira im Schloß immer und las einen Brief, den ihr der Radniksposchode gebracht hatte; das ihn sehr aufmerksam, und dabei ging ihre Herzhilg schneller. Maria zogen schrieb:

„Mein liebes kleines Mädchen!“

Zeit meinem lieben Bräutigam ist allerlei passiert, aber das ich Dir berichten und erzählen möge. Denke Dir, daß ich seit einem Jahre nicht mehr in Berlin bin, sondern wieder eine Stelle als Erziehlerin angenommen habe. Ich las in der Zeitung, laut den für ein Mädchenpensionat in Karlsruhe (Baden) eine geizige Kraft gesucht wird, und zwar geizig als a's Vorsteherin in bezug Pensionisten ein Fräulein Hedwig Edel, die in der ich eine liebe einmalige Schulkundin erbedete. In Berlin gefiel es mir, wieviel ich nicht recht; ich fand hier nicht den passenden Wirkungskreis, den ich suchte, und da ich recht oft dem nach Karlsruhe und bekam auch umgehend Antwort: ich sei von Herzen willkommen.

Sie hat ich denn mit End und Tod ins Ladische Land übergeführt. Und wer stürzte mich zuerst auf dem Bahnhof entgegen und brach die mich einmale um all Ihren Rücken und Umarmungen? Christel Bungari, die seit Jahren das hiesige Mädchenpensionat besucht und in demselben Pensionat untergebracht ist, dem ich als Erziehlerin und Vertreterin der dortigen angehört. Sie erzählte mir, sie habe an Dich ge-



schrieben und angefragt, ob Du Dich nicht auch für das Gymnasialstudium entschließen willst, hat aber keine Antwort bekommen (worauf sie halb pörrisch, halb traurig ist).

Ich möchte die Frage Christens noch einmal aufnehmen. Du bist doch nun groß und ernst geworden und, wie ich aus Deinen Briefen entnehme, schon ganz verständig, wenigstens verständig genug, um einzusehen, daß es auch für ein Mädchen recht gut ist, sich für alle Fälle auf eigene Füße stellen zu können. Ich weiß ja freilich nicht, wie Onkel und Tante über Deine Zukunft denken; aber ich g'daube annehmen zu können, sie werden meine Meinung teilen, daß Wissen und Bildung heutezuutage keinen Menschen etwas schadet, auch nicht einem häßlichen, blödsinnigen kleinen Mädchen mit Augen wie Wäp-pelchen. Also sprich doch wirklich einmal mit Onkel und Tante. Der humanistische Bildungsgang zwingt Dich ja schließlich noch nicht zu einem bestimmten Studium, falls Du nach dem Abiturium andre Pläne haben sollst — oder viellecht ein Ritter Georg kommt, um sich ein schönes Chèfresäulein auf seine Burg zu holen. Daß Du etwas mehr lernst als andre Mädchen, kann Dir nur nützlich sein und wird Dir einen festen Halt geben, wenn das Leben doch etwa härter mit Dir umspringen sollte, als wir alle verknäpft glauben. Gehst Du in Deinem jungen Dasein hast ja schon die Weisheitsfälle kennen gelernt, die uns hin und her werfen und gegen die es kein Wehren gibt.

Sage Deinen Pflegeneltern auch, daß es zur Zeit außer dem hiesigen Mädchenapparatium nur noch ein solches Institut in Norddeutschland gibt: in Hannover. Aber ich möchte raten, Carlstraße vorzuziehen, eben des Weisigen Pensionats halber, in dem nur Mädchen aufgenommen werden, die zugleich Schwestern des Gymnasiums sind. Und dann auch noch aus einem egoistischen Grunde: weil ich hier bin. Mit dem schändlichen Egoismus paart sich aber doch zugleich verständigste Mollheit: ich war die erste, die den Erziehungsgang meiner kleinen Elli leitete, und glaube beinahe, ich bin die Berufene, ihn zu vollenden. Was ein hübsches hochmütig klingt; doch ich denke, Du wirst mich verstehen.

Es fragt sich nun allerdings noch, ob Du in Deinem Wissen genügend vorgegriffen bist, um Aufnahme im Gymnasium finden zu können. Wie ich Dich kenne, glaube ich nicht, daß Du dir der Christl'schen Zurückgelassenheit bist; andernfalls hoffe ich, Dich bald bis zur Terzianerlei bringen zu können. Ich lege Dir die Prospektie des Gymnasiums und des Pensionats ein, damit Du sie Deinem Herrn Onkel geben kannst; siehe auch gern auf alle Anfragen hin zur Verfügung. Jedenfalls laßst Du ihm beruhigt sagen, daß Du hier vortrefflich aufgehoben bist.

Ah, mein geliebtes Ellen, wie glücklich würde ich sein, Dich bald wieder in meine Arme schließen zu können! — Es ist hier sehr, sehr hübsch; Fräulein Eil wird Dir gut gefallen, und unter den Mädchen wird Dir manche eine Freundin werden.

Vorzüglich hoffe ich. Antwort bald

Deiner Dich herzlich umarmenden
alten Tante Karla."

Eloira hatten den Brief kaum zu Ende gelesen, als sie hörte, daß Fräulein von Wittowst in ihr Zimmer trat. Sie legte den Brief weg und fragte: es war nicht nötig, daß die Wittowsta's durchläßbar.

„Siehe er, er ist in der Tür zum Schulzimmer.“

„Komm herein, Eloira!“ rief sie.

Der Ton erschreckte Elli. Was war los? — Sie starrte das Fräulein an. Wie sah die Wittowsta aus? Ihre Augen blühten sie böse an; ihre roten Lippen zitterten; es war auch, als perlte ein Blutstropfen auf der Unterlippe: als hätte da ein Zahn eine kleine Wunde gerissen.

„Nimm näher,“ sagte sie. Ihre Finger, die immer blaue Lippen hinwies, wenn sie sehr zugen, packten bald Ellis Arme. „Was ist mit dir, Elaine?“ schrie sie. „Tu mir's calomnieux apres du care — de l'avoir pris la croquante, sage offen! Ich dir! Ist zum Onkel gelassen und hat gelohnt und geschönt — und da hab' ich auch mit dem Onkel einen Tanz gehabt — um beinewillig!“ ... Durch das Raouge ihrer Wangen purpurne bellende Fleden; heftig lächelte sie das an allen Gliedern bebende Kind ... „Dein

Glaube — Glaube — was schreit mich der? Ich bin ich! Sperre die Ohren zu, wenn du mich nicht verstehen kannst! Was läßt du erst den Pfaffen in deine Zimmerleite schauen? Oder war das Boshelt — Boshelt, kleine Ranaelle, um Rache an mir zu nehmen? — Boshelt, kleine Ranaelle, ich werd' dich Rache lehren!“

Sie schlug ihr mit der Hand ins Gesicht. Elli zuckte nicht. Sie hielt still. Aber ihr schloß sich das Gesicht immer länger zu werden und älter. Zuerst hatte sie die Lider gefenkt. Plötzlich hob sie den Kopf, und ihr Blick hing den der Wittowstenden auf. Das war nicht mehr der Blick eines Kindes. Die Hand der Wittowsta fuhr zurück; ihr Auge wurde unruhig und stäubte gleichsam umher. „Geh!“ rief sie und schob Elli fort. Schwelgend ging Elli in ihr Zimmer.

Am Abend, als sie sich schlummerlos in ihrem Bett wälzte, war ihr, als harrte die Tür des Nebenimmers.

„Schläfst du schon?“ fragte die Stimme der Wittowsta. „Nein, Fräulein,“ antwortete Elli. Sie richtete sich auf. Mit der Wittowsta fiel Licht in das Zimmer. Sie trug ihren weißen Schlafrock mit den tauchgrünen Bändern und trat dicht an Ellis Bett. „Du bist blaß, Elaine,“ sagte sie. „Blaß — es wird vorübergehen. Leg dich hin und hör mir zu.“ Sie setzte sich auf den Stuhl zu Ellis Füßen ...

„Ich war heute heftig zu dir. Das tut mir leid; denn wenn ich mir's überlege: du bist nicht die Schlimmste. Im Gegenteil. Mit andern Mädchen pörrte ich mich minder intim zu beschäftigen — und wenn ich noch Herz hätte — viellecht hätt' ich dich lieb haben können. Jacou de parier, mein Schatz — nimm's nicht sentimental ...“ Sie strich mit der Hand über die Bettende Elli. „... Ah, es steht nun so ich gehe am Ersten fort. Onkel und Tante wollen morgen nach Berlin, dich im Aufenstift anzunehmen, damit du fromm und feudal werdest — wie es sich gehört. Ich will dir eine letzte Lehre mit auf den Weg geben. Halt la sainte, mein Kind. Verne hauptsache. Erst um ferret alle de mer, um propos. Schließ ein, was nicht jeder zu hören braucht. Verstehe dein Inneres. Wo alles gemeine Lüge ist, selbst die Ehrlichkeit Schöffersch.“

Sie stand auf. Elli sah sie noch einen Augenblick in dem Lichtstreif stehen, der aus der Tür ihres Zimmers fiel. Sah auch, daß sie eine Bewegung machte, als wolle sie sich über sie beugen. Ein kalter Strom ging durch ihr Ohr. Gräßlich, wenn sie für einen Zug geben wollte! — Aber nein; sie wandte sich, sagte kurz „Gute Nacht“ und schloß die Tür hinter zu.

(Fortsetzung folgt.)

Zwischen elf und drei.

Berliner Brief.

Zwischen elf und drei — wohlverstanden nachts; nachts, lieber Freund; was kann man zwischen elf und drei noch nachts in Berlin anfangen? — Diese Frage wird mir sehr unangenehm von jedem auswärtigen Bekannten vorgelegt, den Gesicht oder Zeitung für mehr oder minder lange Zeit nach Berlin treiben. Ich kann mir den Ruhm nicht verjagen, daß ich im Laufe der Zeiten — eine Art Nachtsprogramm für ortsfremde Freunde aufgestellt habe, das ich dann gemeinlich mit ihnen unter Aufopferung meines Schlafes von Zeit zu Zeit in die Tat umsetze. Da es der Vorzug der Billigkeit hat und nicht in Spektakel oder verschleierte Schleichhandelsrestaurants führt, gebe ich es ein für allemal gratis und kostenlos der Öffentlichkeit preis. Ich hoffe mir damit viel Dank zu erwerben.

Man treffe sich im ungeschickten Zustande um elf Uhr nachts, also im Augenblick des durch die Polizeistunde bedingten allgemeinen Kalkalshaltens, irgendwo im Herzen Berlins — also, sagen wir einmal, am Potsdamer Platz. Hat man sich gefunden, so pilgere man zunächst um die düstere Altes Hofsmauer vor dem Potsdamer Bahnhof und genehmige für einige Groschen den irgendwelchem Nachfahren des im vergangenen Jahre fertig entschummerten „Wurst-Max“ eine Schweinefleischwurst und fülle den ersten Hunger auf diese Weise. Ich garantiere für das Schweinefleisch. Und dann wird sich ein gesunder Durst eingestellt haben. Wo kann man ihn billig löschen zu dieser vordergründigen Stunde, ohne mit dem Geiß in Konflikt zu kommen? Nun, zu diesem Zweck tritt nun eine kleine Wasserburg die Potsdamer

Strasse hinab bis zur Lützowstraße und blegt dann links ein. Dort wird man die Träger einer kleinen Bierstube traulich herübergrüßen sehen, wo man ungehindert eintreten kann.

Wir sind bei Martin“. Martin ist eins der wenigen Lokale Berlins, ich glaube, es gibt deren im ganzen überhaupt nur noch vier, die die ganze Nacht über mit Rücksicht auf zahlreiche nächtlich Berufstätige offen halten können. Man trinkt da so ziemlich das beste Bier Berlins und kann auch für zwei Mark eine Erbsensuppe erhalten, die ihresgleichen in Berlin suchen dürfte, aber leider keinen Speck enthält. Bei Martin verkehren nicht gerade, wie eine alte Reisebeschreibung von einem ähnlichen Pariser Lokal behauptete, Herzogin und Kofotte, aber immerhin Chauffeure und Känstler, wovon nicht selten die erhabenen die Mäzene der letzteren sind. Uebrigens ist Martin mit der Zeit mitgegangen. Seit einem Vierteljahr gibt es im Hintergrunde des kleinen Lokals eine Diele, will sagen eine Winterdiele, einen röhrichtigen Raum von vielleicht sechs Quadratmetern Flächeninhalt, wo gegebenenfalls 26 (sechshundzwanzig) Leute übereinander sitzen können. Soviel über Martin und seine Lokale.

Mittlerweile ist es ein Uhr geworden, und das Verlängen nach einem Nachtschlaf drängt sich auf den scholabelsternen Gaumen. Schokolade gibt es natürlich überall in Berlin. Man stelle sich daher nur an die Ecke der Potsdamer Straße, strecke einige Male das Wort Schokolade etwas vernünftiger als gewöhnlich in die Gegend, und schon wird eine meist fettdarig verpackte Bestalt aus dem Halbdunkel des Abends auftauchen und ihre Ware anbieten. Auch für die Kaufkraft pflegen diese meist etwas flinkeren Ehrenmänner zu sorgen. Dann nehme ich an, daß man gestärkt ist, und da sich nach der Sättigung meist die Sucht nach Kunstgenuss im weitesten Sinne geltend macht, schlage ich für den Rest des abendlichen Abends den Besuch eines bescheidenen Kaffeehauses vor, dessen Adresse ich aber, wenigstens nicht auf diesem Wege, bekanntgeben möchte. — In privaten Anstalten bin ich indessen gern bereit.

Von Krösus zu Carnegie.

Millionäre einst und jetzt.

Der verdorbene Carnegie hat sich wiederholt und gern über das traurige Los der Millionäre beklagt, und wie schwer diese es hätten, ihre Millionen loszuwerden. Gleiche Klänge im Gemord der Satire hat Bernhard Shaw in einem kleinen Buch über die Not der Dollarsünder veröffentlicht. Jedoch beide haben es mit ihren Klagegebern über die „armen Reichen“ nicht ernst gemeint, obgleich die Millionäre zur augenblicklichen Stunde wirklich berechtigten Anlaß zur Klage über ihr Los haben könnten, da man alle Bedürfnisse abschaffen will, und da die neue Finanzpolitik fast aller Staaten in erster Linie die großen Vermögen auf Korn genommen hat. Hierbei steht man auf dem Standpunkt, daß die Millionenvermögen zum größten Teil im Kriege und durch den Krieg erworben worden sind, und daß die riesigen Anhäufungen von Vermögenswerten im allgemeinen eine Erschöpfung der Reuzzeit sind. Diese letzte Anschauung ist indessen ein Irrtum; denn Millionäre hat es zu allen Zeiten der alten wie neuen Geschichte gegeben, und die Vermögen, geben denen der Gegenwart nichts an Größe nach.

Aus den Kaiserzeiten räumt erzählt man beispielsweise von einem Nero freigelegenen Sklaven, Marcinius, der über ein Vermögen von fast hundert Millionen Mark verfügte und den Besitzer eines Vermögens von „nur“ anderthalb Millionen als ein wegen seiner Armut tief belagertes Individuum ansah. Marcinius war tatsächlich der reichste Mann seiner Zeit, aber auch die angesehensten Vermögen, die man aus den Tagen der Antike kennt, erreichten 300–400 Millionen Sesterzen, und große Vermögen bezahlten sich damals besser als heute. Sie trugen in jedem Fall mindestens 8 Prozent.

Unerbötige Summen brachten bekanntlich die römischen Beamten zusammen, die die Provinzen verwalteten. Caelinius, Prokonsul von Syrien, erwarb über 100 Millionen Denare (etwa 70 Millionen Mark), und von dem ägyptischen König Ptolemäus Auletes erhielt er für den politischen Beistand, den er ihm leistete, 10 000 Talente (etwa 50 Millionen Mark), nachdem Caesar demselben Herrscher bereits vorher 8000 Talente abgepreßt hatte. Der Tempelkönig, den Servilius Capio aus der Stadt Tolosa r ubte, soll 15 000 Talente betragen haben, und Crafus brachte aus dem

Tempel Jerusalems in Gold und Juwelen Werte von mindestens 50 Millionen Mark fort. Die Jahreserlöse der reichsten Römer in der Kaiserzeit waren demnach sehr groß und konnten oft auf drei bis vier Millionen geschätzt werden.

Aber die Millionenvermögen der römischen Kaiserzeit werden noch weit von vorchristlichen großen Vermögen des Mittelalters übertroffen. So gab es im Reich des Kaiserlichen Mannes die ungeschätzten Millionen betragen. Von einem von ihnen, einem Magnin in Palästina, der zur Zeit des Kaiserlichen Wehays gelebt hat, wird erzählt, daß er ein Tagessommen von 100 000 Dirham (über 100 000 Mark) beisehen hatte. Der reichste Franzose des Mittelalters nannte sich Jacques Coeur; er besaß ein Vermögen, das nur schwer in Billionen anzugeben war. Einen Anhaltspunkt für die enorme Größe desselben bildet die Steuer, die jener Millionär zahlen mußte, und die sich auf 400 000 Gros in jetziger Münze 40 Millionen Francs belief, wobei es zu berücksichtigen gilt, wie gering im Verhältnis zu heute damals die Steuern waren. Papst Sixtus II., war auch gerade kein armer Mann; er verfügte über ein Jahreskommen von 70 000 Dukaten in Gold. Aber ganz unermeßliche Goldschätze fielen wieder den Eroberern der Neuem Welt in die Hände. So besaß der Inka Atahualpa von Peru ein Abwägell von 20 Millionen Mark, eine Summe, die entsprechend dem damaligen Erwerb einem mindestens zehnjährigen Betrage heutiger Normalwährung gleichkommt, und der Goldstrom, der damals nach Europa floß, machte sich bald ganz allgemein durch die wachsende Anzahl von Millionen bemerkbar. Das blieb auch noch lange so, und man erinnert sich, daß Voltaire das Vermögen des Kardinals Richelieu auf 300 Millionen Francs schätzte, als auf eine Summe die mindestens einer Milliarde nach dem gegenwärtigen Geldwert entspricht. In der Zeit Ludwigs XIV. wurden übrigens die Millionen die Blüte der Erde. Auch das 18. Jahrhundert setzt vielfach einen Punkt bei den reichen Privatleuten, der noch meistens den fürstlichen hinter sich ließ, die doch oft ihre Länder auf das Schamlose auskauften. Graf Wrath, der reichste Preussener Magnat, gab jährlich sieben Millionen Mark aus, und einige spanische Granden, wie der Herzog von Alba, hatten Jahreserlöse von zwei Millionen Mark, von denen das meiste für den Unterhalt des unerbötigen Dienstpersonals ausging. Ein Märchenland für Millionäre ist immer auch Rußland gewesen. Erbg der unerbötigen Verschwendung samt mehr noch Potemkin ein Vermögen von 90 Millionen Rubel, das das Vermögen des Kaiserreichs Zarubow betrug im Jahre 1847 mehr als 350 Millionen Mark.

Bitte New-York, Cortland 6870!

Eine Exkursion zu den Faulentümern.

Klingt's nicht, als wäre es der in die Zukunft gerichteten Phantasia eines Romanchriftstellers entsprungen, daß in Berlin jemand seinen Fernsprecher von der Gabel nimmt, mit dem Fernamt verbunden wird, diesem die obige Aufforderung zugehen läßt und tatsächlich auch wenige Stunden später mit dem gewöhnlichen Teilnehmer des Fern Vorleser Telephonnetzes spricht? Und doch wird es höchster Wahrscheinlichkeit nach kein halbes Jahrzehnt mehr dauern, da wird das drahtlose, transatlantische Telephonnetz zwischen allen großen Fernsprechämtern der Erde zur Alltagswirklichkeit geworden sein. Ja, der amerikanische Ingenieur West, der dadurch berühmt wurde, daß es ihm im Jahre 1897 gelang, durch drahtlose Botenchaft dem auf offener Meereshöhe verlaufenden amerikanischen Dampfer „Republic“ und den auf diesem einem sonst sicheren Tode geweihten 300 Menschenleben Rettung zu schaffen, beschert sogar alle Erdteile, daß, wie heute die drahtlose Telegraphie, bereits in zwei Jahren zwischen New York und London die drahtlose Telephonie gang und gäbe sein würde. In der Tat sind die gerade während der Kriegsjahre errangenen Erfolge auf dem Gebiet der Entdeckung elektrischer Wellen durch den Reichherbeart bedeutend, daß der funktentelephonischen Verbindung auch der größte Entfernungsinde hinweg kaum noch ernst technische Schwierigkeiten im Wege stehen, und daß das drahtlose Ferngespräch zwischen allen Metropolen nur eine Frage weniger Jahre ist.

Seitdem es auf Grund der Deterlich Versuchen theoretischen Untersuchungen Marconi im Jahre 1896 gelungen war, auf eine Entfernung von damals noch wenigen Kilometern eine funktentelegraphische Verbindung einwandfrei zu we-

